

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 112.

Samstag, 15. Mai.

1915.

Klippen.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schöde-Seller.

Nachdruck verboten.

Ein Instinkt sagte Frau Roswald, daß die andere nicht mehr dieselbe sei. Irgend etwas mußte sich in ihr geändert haben. Sie war nicht mehr die Frau, die mit dem Leben spielte — sie war ihr plötzlich gewachsen.

Das sollte ein schwerer Kampf zwischen ihnen werden; denn sie rangen beide um ihr Glück und mit gleichen Kräften; die eine mit den Rechten, die sie als Gattin noch zu besitzen glaubte, die andere mit der Leidenschaft der Frau, die liebt und sich geliebt weiß.

Sie sprachen erst von gleichgültigen Dingen, als wollten sie beide Zeit gewinnen und den Augenblick, in dem sie sich als Rivalinnen gegenüberstehen würden, hinauschieben.

Aber Frau Ridling brach das Gespräch plötzlich ab: „Wozu unterhalten wir uns über Dinge, die uns nicht interessieren, während sich unser ganzes Fühlen und Denken auf eine andere, brennende Frage konzentriert? Sie wissen, nicht wahr, warum ich hier bin? Erschweren Sie mir den schweren Schritt, den ich zu tun wagte, nicht noch mehr. Behandeln Sie mich nicht wie eine Fremde, wie einen gewöhnlichen Besuch, da Sie doch wissen, daß ich „seine“ Frau bin.“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen“, versetzte Frau Roswald kühl, um durch einen letzten Versuch das Gespräch in konventionelle Bahnen zurückzuführen.

„Sie verstehen nicht, was ich meine?“ Die Leidenschaft brannte aus Frau Ridlings Augen. Gilde erschrak. Das waren nicht die Züge der Koketten, leichtfertigen Frau von damals. Es war die Entschlossenheit des Kämpfers, der da weiß, daß er auf der Höhe seines Lebens steht und alles wagt, um alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.

„Ich will Ihnen also erklären, damit Sie verstehen“, fuhr Frau Ridling fort: „Sie begegnen mir mit Mißtrauen — vielleicht auch Verachtung — aber ich bin nicht die Frau, die Sie in mir zu sehen glauben. Ich habe meinen Mann geliebt, so heiß, wie Sie ihn jetzt lieben.“

Frau Roswald machte eine abwehrende Bewegung. „Wehren Sie mir nicht — wir wollen doch klar und offen reden und nichts verschweigen. Ich weiß, daß Sie ihn lieben, ich wäre ja sonst nicht hier. Sie sollen aber auch wissen, daß ich ihn geliebt habe und ihn jetzt noch liebe.“

Frau Roswald zuckte die Achseln: „Sie haben ihn geliebt — und haben es doch so wenig verstanden, ihn glücklich zu machen?“

Erna Ridling brauste auf: „Ich bin nicht hergekommen, um mich belehren zu lassen — und noch von der Frau, die mir seine Liebe gestohlen hat — ja gestohlen“, wiederholte sie mit Nachdruck, als sie in Gildes Augen den Born aufflammern sah.

„Ich bitte Sie, mäßigen Sie Ihre Worte“, versetzte Gilde kalt.

„Sa“ — ein böses Wächeln zuckte um Frau Ridlings Lippen — „Sie wollen der Verteidigung ausweichen. Das konnte ich mir denken.“

„Ich habe mich nicht zu verteidigen. Ich habe Ihnen nichts genommen.“

Frau Roswald fühlte, wie die Ruhe sie verließ; ihre Stimme bebte vor Empörung: „Was er mir gegeben hat, haben Sie nie befehlen — haben Sie nie begehrt. Sie spielen jetzt die Komödie der Liebe und denken damit zu gewinnen — Sie irren sich — ich lasse mich nicht übertölpeln — Sie lieben ihn nicht — aber Sie fürchten sich vor dem Urteil der Welt — darum wollen Sie ihn zurückgewinnen!“

„Er ist mein Mann —“ — die beiden Frauen maßten sich schwer atmend mit den Blicken — „ich habe ihn immer geliebt — aber ich wußte es selber nicht.“

„Mein Mann“ — das Wort peitschte Gildes Eifersucht und leidenschaftlich erwiderte sie: „Sie hatten Ihre Liebe zu ihm vergessen? und mit einer solchen Liebe im Herzen sind Sie zu mir gekommen? Wozu denn? Was wollen Sie von mir? Sie meinten vorher, wir sollten klar und offen reden. Ich bin bereit dazu. Sie sollen es hören, daß ich Hans Ridling liebe — ja liebe — mit jeder Faser meines Wesens — mit jedem Tropfen meines Blutes. Ich werde ringen um mein Glück — denn mein Glück ist zugleich das seine. Wir können nicht mehr ohne einander leben. Eher sterben, als verzichten.“ — — —

Und Sie — Sie“ fuhr sie atemlos mit brennenden Augen fort — „Sie wissen, daß Sie ihn nicht lieben und nicht verstehen — Sie haben nie nach seinem Glück gefragt — nie gesehen wie einsam er war — nie sich um ihn bekümmert — langweilig fanden Sie das Leben mit ihm — und jetzt — jetzt — da für uns lieben — leben bedeutet — kommen Sie — pochen auf Ihre Rechte als Gattin und wollen uns auseinanderreißen.“

Aber es soll Ihnen nicht gelingen — nein — nein — nein!“

War das die sanfte Gilde Roswald? — welche Gewalt, größer und mächtiger als alle anderen Regungen in ihr, ließ sie also reden? Sie wußte es nicht. Fragte nicht danach.

War ganz Liebe und Leidenschaft und rang mit heißen Kräften um ihr Glück.

Aber um dasselbe Glück kämpfte die andere.

Wollte nicht weichen — wollte siegen.

„Er ist mein“, sagte sie hart.

„Aber — glauben Sie — daß Sie noch die Seine sind?“

Ganz langsam sprach Gilde die schweren Worte aus. Sie wußte nicht, daß die Frau ihr gegenüber die Wahrheit sprach — glaubte nicht, daß sie den Mann wirklich liebte — dachte noch immer, sie spiele im eigenen Interesse eine Komödie. Sie hätte sich sonst vor ihren letzten Worten schämen müssen.

Erna Ridling war sehr blaß geworden. Die Beleidigung hatte sie ins Herz getroffen.

„Ich verstehe, was Sie meinen“, sagte sie mühsam. „Ihr war, als käme ihre Stimme von weit, weit her.“

„Aber — wissen Sie auch, wie ich dazu gelangte, nicht mehr die Seine zu sein?“

Ihre verzehrenden Blicke brannten sich in Frau Roswalds Augen.

„Sie sind daran schuld —“

Gilde schnellte empor in die Höhe.

„Ja — Sie —“ fuhr Erna unbeirrt fort — „Sie, die jetzt über mich richten will. Wissen Sie, warum ich im Sommer allein nach Scheveningen ging? Weil er nicht mit mir kommen wollte. Meine Schwägerin hatte uns beide eingeladen — es wäre so selbstverständlich gewesen, daß er mich begleitet hätte — ich bat ihn darum — ich drang in ihn — tat alles, um ihn zu überreden. Umsonst. Er wollte nicht kommen. Er schützte seine Arbeit vor. Dachte nicht, daß auch er Pflichten habe, daß ich jung und unerfahren war und er mich vor mir selber zu beschützen hatte. Er sprach von den Aufgaben seines Berufes — von seinem Roman und ich — ich —“

Der Atem ging ihr aus.

Sie blickte auf Gilde — auf ein fahles Gesicht, das vor innerer Qual alt erschien.

Sie hatte sie also doch ins Herz getroffen. So ganz still war ihr Gewissen nicht. Sie konnte sie weiter verwunden.

Leidenschaftlich fuhr sie fort: „Ich habe ihm geglaubt. Ich war blind. Aber nun sehe ich klar. Nun weiß ich, daß er nicht mit mir kam, um bei Ihnen zu bleiben; Sie haben ihn zurückgehalten — Sie waren bei ihm und sprachen mit ihm von Liebe und Glück — und ich war allein in Scheveningen — nichtsahnend — vertrauend. Das haben Sie Ihrem Gewissen abringen können! Und nun werfen Sie den Stein nach mir! — Sie müssen büßen — Sie müssen sühnen — Sie sind die Schuldige.“

„Ich wußte nicht, daß Sie ihn gebeten hatten, mit Ihnen zu gehen — ich hätte sonst —“

„Sie hätten sonst was getan?“ Ein jactastisches Lächeln verzog Frau Rüdling's Lippen. „Den vermittelnden Engel gespielt? Dem Mann, der mir gehörte, gesagt, er möchte bei mir bleiben? Ich danke dafür! Aber Sie hätten verstehen sollen, daß ich allein war — Sie hätten nicht die Zeit für sich ausnützen, schon vorher nicht es so weit kommen lassen dürfen, daß er Ihnen wegen im Naental bleiben wollte. Das ist Ihre Schuld.“

Die Eifersucht brodelte in ihrem Herzen — flammte aus ihren Augen.

Ein langes, schweres Schweigen folgte.

„Vielleicht haben wir alle drei geirrt“, sagte Gilde endlich. „Vielleicht haben Sie ihn nicht tief genug geliebt und haben nicht versucht, ihn zu verstehen. Und ein Mann, besonders wenn er hohe Gaben besitzt, will von der Frau verstanden und angespornt werden — und wenn er dies Glück nicht bei der Gattin findet, sucht er es in anderen Frauen. Aber das ist eine seelische Liebe — es liegt nichts Unreines und Sündhaftes in ihr.“

„Seelische Liebe“, versetzte Frau Rüdling stürmisch — „das Wort soll alles glätten und erklären — wahrhaftig ein praktischer Ausweg für die Liebe. Wer würde einem Mann eine „Freundschaft“ einer anderen Frau verwehren — das ist fördernd — erlaubt — gefahrlos — und wenn sich die Eifersucht in der Gattin regen will — wird sie als töricht und kleinlich verschrien — sie ist machtlos — sie ahnt das Unglück — aber sie kann es nicht fassen und verzehrt sich in Zweifeln und Mutmaßungen — und man tröstet sie — der Mann bleibt ihr treu — sie hat kein Recht zu klagen — o — sie rang verzweifelt die Hände — „das ist die Ungerechtigkeit — der Mann pocht auf seine Treue und schenkt derweilen seine Seele einer anderen — das Beste gibt er fort. — Was ist mir ein seelenloser Mann? — Sein Herz — sein Herz will ich behalten.“

Sie schrie die Qual ihrer Seele.

Gilde barg den Kopf in die Hände. Sie erkannte nicht mehr die sorglose Frau vom Naental. Der Schmerz hatte sie in die Tiefe geführt.

„Das ist es eben“, fuhr Frau Rüdling mit derselben leidenschaftlichen Erregung fort, „es beginnt mit Freundschaft und es endet mit Liebe. Und dann sagt man, man hätte nicht gewußt, daß es so kommen mußte. Das ist sehr bequem.“

„Aber man hat es nicht gewußt“, fiel ihr Gilde befeuernd ins Wort.

Sie zuckte die Achseln: „Als ob Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern möglich sei — als ob man nicht immer Mann und Weib bliebe! — Ich erinnere mich, daß vor zwei Jahren eine berühmte, kluge Frau nach Berlin kommen sollte. Und alle verheirateten Frauen fürchteten sich vor ihr und zitterten um ihr Glück. Jetzt verstehe ich, warum. Die Frauen, die die Sinne des Mannes gefangen nehmen, spielen nur vorübergehend in sein Leben hinein — er weiß, was sie wollen — und wird ihrer bald überdrüssig — aber die anderen — die die Seele nehmen — die sind die gefährlichsten — und vor denen kann man sich nicht retten — der Mann gibt ihnen seine Seele — und dann gehört er ihnen — und dann erwachen seine Sinne — und von einem solchen Weib kann er sich nicht mehr losreißen — das ist das Unglück.“

Wild stand sie auf und ging auf Gilde Roswald zu: „Und Sie — Sie sind schuld an diesem Unglück — Sie haben mir meinen Mann weggenommen.“

Ihr Atem flog. Krampfhaft hielt sie sich an einen Stuhl fest.

Gilde presste die Hand gegen die Stirn. Wie sie brannte — wie heiß das Blut in den Adern freiste. Wie schwer es war, sich in dieser Dunkelheit zurechtzufinden.

(Fortsetzung folgt.)



Es gibt Naturen, die durch das Grob sind, was sie erzeihen, andere durch das, was sie verschmähen. Grimm.

Aus dem Taufregister der Kriegsschiffe

Das Schicksal des modernen Seekrieges hängt immer noch nicht nur von den Unterseebooten, sondern vor allem auch von den Schiffsflotten ab, die als „Dreadnoughts“ und „Überdreadnoughts“ bezeichnet zu werden pflegen. Wenig bekannt ist, daß wohl das Riesenschiff ein Produkt der jüngsten Vergangenheit ist, nicht aber sein Name, der „Fürchtenichts“ oder „Wagehals“ bedeutet: schon bei der Eroberung von Cadix 1596 unter dem berühmten Admiral Lord Howe wirkte ein „Dreadnought“ mit. Überhaupt tragen die Schiffe der englischen Marine heute noch zum Teil dieselben Namen wie zur Zeit der Königin Elisabeth; schon gegen die „unüberwindliche Armada“ — die, nebenbei gesagt, zumeist bei der bölligen Entwaldung Spaniens aus deutschem Schiffbauholz gebaut wurde, das im Jahre 1587 von 1700 Danziger Koggen herangeschafft wurde — fochten eine „Victory“ („Sieg“), eine „Revenge“ („Rache“) und ein „Triumph“, deren moderne Namensvetter zu den größten Kampfschiffen der Gegenwart zählen. Rußert man weiter die Flottenlisten der großen Seemächte in Vergangenheit und Gegenwart auf die Wahl der Schiffsnamen hin, so findet man in ihnen einen höchst interessanten Spiegel von Volks- und Zeitcharakter. Im 18. Jahrhundert, als die antikisierenden Poesien der Dryden und Pope die große Mode waren, standen griechische Götter und Helden Pate bei der Taufe der englischen Kriegsschiffe; aus dieser Zeit stammen die stolzen „Hercules“, „Orion“, „Minotaur“, „Bellerophon“ (in der Ratrosensprache „Billy Ruff'n“) u. a. m.; von den sinken Fregatten jener Tage, die „Ariadne“, „Amphitrite“, „Bellona“ usw. hießen, haben sich die weiblichen mythologischen Namen auf die heutigen geschützten Kreuzer vererbt. An die großen Ruhmestage der britischen Flotte in den Seekriegen von 1757

bis 1815 erinnern die in ihr so zahlreich vertretenen französischen Namen, über die sich mancher schon gewundert hat: diese „L'éméraire“ (bekannt durch Villenrouts' packende Ballade), „Invincible“, „Inflexible“ und viele andere waren einst erobernde französische Schiffe, die unter ihrem alten Namen einrangiert wurden. Ganz modern sind die sog. „County-Cruisers“ („Grafschaften-Kreuzer“), deren Benennung ein enges Band zwischen dem Schiff und der Grafschaft oder Stadt, nach denen es benannt ist, knüpfen soll, indem letztere dem Patenschiff bei besonderen Anlässen, etwa beim Stapellauf oder wenn das Schiff sich irgendwie besonders auszeichnet, durch Geschenke oder Stiftungen für Offiziere und Mannschaften ihren Anteil bezeugen.

Daselbe Prinzip kennt die deutsche Flotte, für deren Schiffstafeln bekanntlich mehrere Kabinettsorders bestimmte Richtlinien angeben, bei den Städte-Kreuzern, wie „Berlin“, „Leipzig“, „Lübeck“, „Bremen“. Sehr treffend waren bei uns die Namen der jetzt verschwundenen Panzerkanonenboote gewählt: „Gummel“, „Brummer“, „Viper“, „Wespe“ erweckten wirklich die Illusion türkischer kleiner „Vesler“, die unversehens hinterm Busch hervorkommen, um den ahnungslosen Feind zu stechen. Am vollsten aber klingen uns doch manche von der Patina des Alters und ruhmvoller Tradition geadelten Namen ins Ohr, wenn wir wissen, daß eine „Amazonen“, das erste preussische Kriegsschiff, vor nunmehr mehr als 40 Jahren den rasenden Novemberstürmen der Nordsee zum Opfer fiel, daß eine „Arkona“ jetzt schon zum dritten Male in der Flotte vertreten, die erste preussische Expedition nach Ostasien führte, daß ein „Frauenlob“, von den freiwilligen Spenden deutscher Frauen erbaut, auf eben dieser Fahrt im Laifun mit Mann und Maus zugrunde ging, daß eine „Nymphen“ sich mit Dänen und Franzosen herumschlug, auf einer „Thetis“ und „Niobe“ ein großer Teil unserer Admirale und Kapitäne seine erste seemannische Erziehung empfing. Wäre es nach Freiligraths' zündenden Sonetten seiner „Flotten-Träume“ gegangen, so hätte die alte deutsche Flotte von 1848 einen „Doctor Luther“ und „Die freie Presse“, auch die „Göttinger Sieben“ in ihren Reihen gezählt. Werfen wir nun noch einen Blick auf die französische, russische und japanische Flotte, so sah die erstere in der Epoche der großen Revolution allerhand seltsame Umtaufen: aus den sinken Fregatten mit den tändelnden Kokotennamen „Frispomme“ („Der kleine Schelm“) und „Gentle-berger“ („Schäferstündchen“: ausgerechnet das war unter Ludwig XVI. auf eine Südpolarexpedition geschickt worden!) wurden ein grimmer „Tyranicide“ und ein „Patriote“, aus dem „Dauphin-Royal“ der „Sansculotte“, das heißt aus dem Kronprinz der „Perkumpte“, wie man sinngemäß übersetzen kann. In der neueren Zeit liebte die Armée des Marine-Ministers Pelletan eine uns komisch erscheinende Namensgebung nach demokratischen Idealen und Helden des Geistes und der Feder wie „Justice“, „Liberté“, „Vérité“, „Diderot“, „Voltaire“, „Victor Hugo“ — das Groteske dieses Taufprinzips tritt am deutlichsten zutage, wenn wir uns vorstellen, wir läsen eines Tages in der Zeitung: „Das erste Geschwader der Hochseeflotte, bestehend aus den Großkampfschiffen „Gerechtigkeit“, „Freiheit“, „Wahrheit“, ist heute von Kiel nach Wilhelmshaven abgegangen, während S. M. Panzerkreuzer „Immanuel Kant“, „Goethe“ und „Friedrich Nietzsche“ zu Schießübungen in See gingen.“ Daß sich Kriegsschiffe den Teufel um „Justice“ (Gerechtigkeit) und „Vérité“ (Wahrheit) kümmern, zeigt am brutalsten deutlich der jehige Weltkrieg, der dieser verlogenen französischen Namensgebung freilich eine heilsame Absfuhr für alle Zeiten geben wird. Bei der Taufe russischer Kriegsschiffe werden die Namen der Apostel, Heiligen und Kirchenväter bevorzugt: so ward „Johannes Chrysostomos“ („Goldmund“) ein merkwürdiger Namenspatron für einen Stahlschloß, der doch mit „ehernem Munde“ reden soll, und abergläubische Russen haben den Namen „Osljabja“ (d. h. „Milde“, auch der Name eines alt-heiligen Mönchen) für verhängnisvoll gehalten, denn das erste russische Schiff, das in der Seeschlacht bei Tsushima zugrunde ging, trug diesen Namen. . . . Die japanischen Schlachtschiffe schließlich sind nach berühmten Tempeln, heiligen Bergen und historischen Provinznamen benannt; einen fast ironischen Beigeschmack erhalten für uns die heidnisch-poetischen Namen der Torpedoboote (die bekanntlich in unserer Marine nur nummeriert werden); solche angenehme Schiffe heißen z. B. „Hatsuharu“, Vorfrühling, „Oboro“, d. i. der durch Nebel scheinende Frühlingsmond, „Yunagi“, Abendstille usw.

Aus der Kriegszeit.

Pariser Kriegsfrühling. Ein in wehmütigen Tönen gehaltenes Bild der Frühlingsstimmungen, die dieses Jahr die sonst im Lenz im herrlichsten Schmuck ihrer Schönheit prangende Seinestadt mit einem tiefen Schleier der Melancholie umhüllen, gibt der Pariser Mitarbeiter der „Times“ in einer charakteristischen Schilderung: „Den Menschen, die durch den Krieg in irgend einer Weise stark in Mitleidenschaft gezogen sind, mag der heitere Wechsel der Jahreszeiten oft grausam erscheinen; jetzt besonders, wo der Frühling nach Paris kommt, der uns an andere Lenzzeiten mahnt, da es keinen Krieg gab, da noch nicht einmal sein Schatten den hellen Horizont verdusterte. Der Gegensatz zwischen heute und vor einem Jahr, wo gerade der König und die Königin von England in Paris weilten, ist sehr groß. Es gibt keine Illuminationen mehr, die durch ihre Helligkeit blenden und die Fassaden wie mit einem Feuerrahmen umschließen. Paris ist eine Stadt des Zwielichts, eine Schattenstadt geworden, durch die die Automobile mit ihren gelblich leuchtenden Augen wie verlorene zornige Geister rasen. Ein Spaziergang durch die Boulevards ist ein seltsamer Eindruck; Gestalten tauchen formlos aus der Finsternis auf, und nur die Stimmen durchdringen die Nacht. Doch die Natur vollbringt ihr Werk in unerschütterlicher Ruhe. Die mörderischen Kämpfe toben nun schon seit einem halben Jahr nur ein paar Meilen entfernt. Aber den Frühling berührt das nicht; mit unveränderlicher Ruhe und heiterer Sorglosigkeit läßt er die Alleen grün werden und erfüllt die Gärten mit frohem Vogelgesang. Die Kastanien blühen in ihrer zarten Schönheit. Auf den Spielplätzen tummeln sich muntere Kinder; sie werden, wie die Natur, selbst nicht vom Kriege berührt. In den Straßen wird man auf ernstere Art an den Krieg gemahnt. Manchmal sind diese Erinnerungen ermutigend, wie der Vorübermarsch eines Regiments; oft aber rührend, wie der traurige Zug verstümmelter Opfer aus dem Schützengraben. Das geübte Auge unterscheidet auf den ersten Blick die, deren Füße die Anstrengungen des Kampfes hinter sich haben, von denen, die sie bequem unter Poreautischen halten. Es ist da etwas Untrügliches im Gesichtsausdruck, und die Uniform erzählt ihre Geschichte. Wenn sie ganz neu ist und durch ihre Tadellosigkeit auffällt, da steckt ein Drüdeberger drin, einer, der es verstanden hat, eine „sanfte“ Arbeit zu finden. Die fiedellose Jade und das in tadellosen Stiefeln stehende rote Beinleib sind bezeichnend für einen Doktor, der sich behaglich in einem Lazarett weit hinter der Front eingerichtet hat, oder für den Militärbeamten, der mit der Feder mächtiger ist als mit dem Schwert. Der Dretone, dessen himmelblaue Felduniform starke Schmutzstellen aufweist, ist der Typ des „poilu“, des Helden im Schützengraben. Seine eisernen Züge sind von Sonne und Wind gebräunt; sein fester strammer Gang erinnert an die Scholle, der er entsprossen ist. Turkos und Quaven ziehen vorüber; ihre gestickten Tarnen stehen in unangenehmem Gegensatz zu den Italienschen Pluderhosen, ein Mißklang, den man sich in Kriegzeiten gefallen lassen muß. . . . Erinnerungen an den Krieg drängen sich uns nicht nur in den Straßen auf. In Kaffeehäusern sitzen alte Männer beim Kartenspiel, doch wenn ein Soldat hereinkommt, lassen sie sich seine Erlebnisse erzählen. Keiner von ihnen aber folgt seinem Bericht so gespannt wie die junge Witwe, deren düstere Kleidung von dem Verlust erzählt, den sie erlitten. Ob er ihr vielleicht mehr von der Schlacht bei J. erzählen kann, in der ihr Mann fiel? Viele Frauen tragen Kleider, die in ihrem bräunlich-grauen und gelblich-grünen Ton dem des Asahi ähneln. Die junge Pariserin von heute trägt ein Jackett in dieser vorherrschenden Farbe, so daß sogar die Frauenwelt ihre Uniform hat. Die Orte, wo früher der Tango herrschte, sind jetzt in Lazarette verwandelt. Die Champs Elysées, die den Sammelpunkt der Modewelt darstellten, sind zur Kurpromenade geworden. Sogar das Grand Palais, das sonst im Frühling stets zwei Ausstellungen birgt, weiß jetzt nichts von Bildern. Die Hallen, wo man gewohnt war, moderne Kunst zu sehen, sind jetzt mit Soldatenbetten angefüllt. Die Stelle der eleganten Welt nehmen nun Männer in Blau und Rot ein, die bedachtsamen Kunstgespräche mußten den groben Kriegergesprächen weichen. Heute gibt es keine Kunst außer der des Schlachtfeldes.“

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsliteratur.

* „Spione“ von Ferdinand Künzelmann. (Robert Marlewica, Verlag in Berlin, SW. 68.) Diese Novellen beschäftigen sich mit mannigfachen Abarten der Spionagetätigkeit unserer Feinde. Die Spannung in den einzelnen Stücken hält gleichen Schritt mit der Behandlung der Stoffe. Künzelmanns Darstellungen müssen eine verdienstliche Tat genannt werden, da sie jeden Leser des hochoriginellen Buches gewissermaßen zur Mithilfe an der Unterdrückung und Ausmerzung jener ausländischen Dummköpfe erziehen helfen, deren Nachenschaften und Schnüffeleien täglich scheitern an deutscher Wachsamkeit, deutscher Intelligenz.

* Sven Gehin: „Ein Volk in Waffen.“ (Große Ausgabe.) (Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig.) Wie kein anderes Kriegsbuch hat die Feldpostausgabe von Gehins „Ein Volk in Waffen“ das deutsche Volk zu packen verstanden, und voll Begeisterung ist das Büchlein draußen in den Schützengräben von Hand zu Hand gegangen. Heute liegt das große Kulturpioniers Werk „Ein Volk in Waffen“ in vollständiger Ausgabe vor uns als ein stattlicher Band von über 500 Seiten, geschnitten mit einer Fülle von Bildern, die der Verfasser selbst mit Zeichenstift und Kamera aufgenommen hat. Gegenüber der kleinen Ausgabe hat die große ein persönlicheres Gepräge, das ihr ein besonderes Interesse verleiht. Gehin sah nicht nur Kolonnen und Bataillone, Batterien und Schützengräben; er lernte unzählige Persönlichkeiten kennen, die er mit Namen nennt, charakterisiert oder im Bilde wiedergibt, vom Kaiser bis zu den einzelnen Soldatentypen, führende Männer und Kämpfer an der Front und die Organisatoren und stillen Arbeiter in den Clappenorten im Rücken des Heeres. Für den Versand ins Feld hat der Verlag eine dreiteilige Ausgabe des Gesamtwerkes herstellen lassen; jeder dieser drei Teile steht zur bequemen Versendung als Feldpostbrief in einem mit entsprechendem Aufdruck versehenen Umschlag.

* Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbriefe von Paul Schweder. (Leipzig, Giese u. Peder, Verlag.) Wir reisen mit dem Verfasser von der Reichshauptstadt bis vor die Tore Belgrads, erleben noch einmal im Geiste die Mobilisierungstage in Wien und Budapest, sowie das Bombardement von Belgrad, um dann im gewaltigen Sprünge von der Donau zunächst an die Westgrenze des Deutschen Reiches versetzt zu werden, wo in den ersten Kriegswochen der Kaiser in Koblenz und später in Duremburg sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. An der Hand zahlreicher photographischer Aufnahmen sehen wir die Stätten, wo die 42.000.000.000. gründliche Arbeit tat. Lüttich, Namur, Givet, Löwen, Brüssel, Mecheln, Antwerpen und andere Plätze ziehen in bunter Folge an uns vorüber. Dann geht es nach Frankreich hinein, nach Verdun, Reims und Maubeuge. Wir lernen neben dem vielgestaltigen Schützengrabenleben auch die Arbeit der Leute hinter der Front kennen; die hervorragende Tätigkeit unserer Pioniere und Eisenbahner, unser Clappen- und Lazarettwesen, sowie das Wirken des „Benzin-Regiments“ und selbst des Marketers.

* „Auf dem Rad gegen den Feind.“ Kriegserlebnisse des Radfahrer-Offiziers von Felix Graeb, Leutnant der Reserve. (Verlag Schuster u. Loeffler, Berlin, W. 57.) Das Rad tritt hier als eine eigenartige und ganz neue Waffe — so kann man wohl sagen — in Erscheinung, und humorvoll berichten der Verfasser, wie gerade die Radfahrertuppen, wo sie nur auftreten, den russischen „Kulturbringern“ als ein Werkzeug des Teufels erschienen und von ihnen besonders gefürchtet wurden. Die Strapazen der Radfahrer, durch die unglaublichen Wegverhältnisse des Barenreiches hervorgerufen, werden mit Humor getragen, ebenso die zahlreichen kleinen Quälgeister in den verschmutzten russischen Quartieren. Mit scharfer Beobachtung des Tatsächlichen und gründlicher Kenntnis des Menschen Schlages schildert Leutnant Graeb die polnischen Juden und ihre armliche menschenunwürdige Umgebung.

* „Ein gute Wehr und Waffen.“ Mein Kriegstagebuch von Karl Hans Strobl. (Verlag von E. Staadmann in Leipzig.) Zu den stärksten und unmittelbarsten dichterischen Reflexen des heiligen Krieges ist dieses poetische Tagebuch zu zählen. Kaum etwas fehlt von den unvergeßlichen Eindrücken der großen Tage, von der Mobilmachung an bis zu den Kampftagen, das hier nicht sichere und kraftvolle Gestaltung gewonnen hätte in Bildern von staunenswerter Fülle der Realität und doch plastischer Einheitlichkeit. Die Form, Streckwerke, durch Reim verbunden, aber ohne eigentliche Rhythmus, mag dem Leser Bedenken erregen, ein verständnisvoller Interpret wird ihre Schwierigkeit überwinden. Und zu solcher öffentlichen Darbietung eignen sich alle diese Szenen ganz besonders.

* „Der Kaiser in Feldgrau.“ Ernstes und Heiteres. (Johannes Baum, Verlag, Berlin, W. 30.) Von den Tagen, die der Mobilmachung vorausgingen bis zu den

letzten großen Ereignissen umfaßt das übersichtlich angelegte und gut geschriebene Buch alle Phasen aus dem feldgrauen Leben unseres Kaisers. Es zeigt den Monarchen im Hauptquartier und im Schützengraben, bei seinen Söhnen und bei den Söhnen seines Volkes, bei den Verwundeten und bei dem Todeskampf der unsrer Truppen, bei der „Gulastanone“.

* Im Verlag der Münchener Graphischen Gesellschaft Vid u. Co., München, erscheint eine Sammlung Kupferdrucke nach Originalen erster Meister unter dem Titel „Der Völkerkrieg im Bilde.“ Es sind bisher 8 Hefte erschienen, von denen die ersten 5 auch in einer Sammelmappe geliefert werden; jedes Heft enthält 4 Bilder. Die Bilder dieser Hefte sind gemalt von den Professoren Anton Hoffmann, Angelo Jant, Hans Rudolf Schulze und von Fritz Neumann und Heribert Wahnert, Hans Bohrdt, Willy Brandes, Beno Diemer, Graf von Loos-Graswaren, Ludwig Puk, Alfred Roloff, Harry Schult, J. A. Sailer, Willy Stöwer, E. Thöny und Willy Tiedjen. Das Werk wird so zu einem auch künstlerisch wertvollen Gedächtnisbuch des großen Völkerkrieges, zu einem Zeugnis des gewaltigen Ringens unserer Heere mit einer tiefen Übermacht.

Humoristika.

* „Franz und Ruch in Spiritus“ heißt die neue Kampfschrift in Bild und Wort, die der „Simplicissimus“ als Gegenstück zu seinem mit stürmischem Beifall aufgenommenen „Gott strafe England“-Bändchen herausgebracht hat. Abermals haben sich die bekanntesten Zeichner und Schriftsteller aus dem Simplicissimus-Kreis zu einem kleinen Prachtwerk politischer Satire zusammengefunden. In 118 satirischen Zeichnungen und einer großen Anzahl von Textbeiträgen wird das unnatürliche Brüderpaar Franz und Ruch „seziert“ und „in Spiritus präpariert“ — nach dem Eingangsrezept:

Wie man, vom Wissenstrieb geleitet,
Geschwülste oder Mißgestalten
In ein Gefäß mit Weingeist senkt,
Um sie der Fäulnis zu erhalten,
So zieh'n wir hier ein rares Paar
Gewissermäßen auch auf Flaschen
Und bieten es zur Ansicht dar.
Wer Lust hat, möge daran naschen.

Die neue Kampfschrift wird gerade jetzt, wo der Kampf gegen Ost und West zum entscheidenden Höhepunkt drängt, in Deutschland wie in Österreich — daheim und im Felde — freudig begrüßt werden. Das Werkchen kam durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Simplicissimus-Verlag in München (10 Pf. Porto) bezogen werden.

Zeitschriftenschau.

* Das soeben erschienene Mai-Heft der „Deutschen Kunst und Dekoration“ bringt u. a. in ganz vorzüglichen Wiedergaben das Beste und Reizvollste aus der Frühjahrs-Ausstellung der Neuen Münchner Sezession: Bronzoplastiken und Gemälde von Prof. Bleeker-München, Gemälde, Bildnisse und Zeichnungen von W. Püttner, E. Caspar, A. Erbslöh, G. Jagerspacher, M. Melzer und zahlreiche andere. Das gleiche Heft zeigt in verschiedenen Abbildungen das kürzlich enthüllte Widenbruch-Denkmal in Weimar, eine hervorragende Schöpfung von Prof. H. Engelmann. Vom Schaffen des rühmlich bekannten Schweizer Hans Sturzenegger bringt die gleiche Nummer der Zeitschrift einige außerordentlich charakteristische Proben, Ergebnisse einer Studienfahrt des Künstlers nach Indien. Es folgen interessante Gemälde von Professor D. Hamel-Hannover, denen sich eine umfangreiche Veröffentlichung einer der letzten Arbeiten Prof. S. Eberhardts, das Landhaus eines bedeutenden Nervenzarztes in Wiesbaden, anschließt. Zahlreiche Abbildungen aus den mannigfaltigsten Gebieten von Kunst und Kunstgewerbe, Arbeiten der staatl. Kunstgewerbeschule-Hamburg beschließen den Inhalt des überreich ausgestatteten Heftes.

* Die „Nationale Rundschau“, Zeitschrift für deutsches Geistesleben (Herausgeber: M. Rogge, Verlag: Georg Bornigk, Buchhandlung, Berlin-Wilmersdorf, Wolschlag 49), bringt in ihrem vorliegenden 4. Heft wiederum eine recht glückliche Zusammenstellung verschiedener Beiträge aus Hebern hervorragender Persönlichkeiten. Eine „Umschau über die Nation“ leitet, wie in den bisherigen Heften, die Artikelreihe ein. Generalmajor a. D. von Heimerdinger bringt sodann einen sehr belehrenden Aufsatz über die „Französische Feldartillerie“, während der ausgezeichnete Balkanener Generalmajor a. D. Janke eine Schilderung des montenegrinischen Kriegsschauplatzes gibt. Ein prächtiges Stimmungsbild „Wiesbaden in Kriegszeit“ von Verta Kreft von Nauendorf, sowie ein Original-Feldpostbrief eines Leutnants a. E. auf E. M. E. „Gneisenau“ schließen sich an. Ein Zeitgedicht von Karl Erasmus Kleinert und „Theater- und Bücher-Rundschau“ vervollständigen den reichen Inhalt dieses Heftes.